

Achtes Kapitel.

In einer eleganten Restauration B's. saßen in einer der abgetheilten Nischen rauchend und plaudernd zwei Herren, von denen der eine Landrat von Berndt, ein Verwandter Steffens war, derselbe, den Schönborn damals Luise scherzend als Gatte vorgeschlagen, der andere, ein Baron von Toss, Gutsbesitzer aus der Umgegend, der den Winter in B. verbrachte, um die Vergnügungen mitzumachen.

Ein Kellner war eben beschäftigt, die letzten Reste ihres Abendbrotes abzuräumen und sagte, ein drittes, noch unbenutztes Couvert aufnehmend: „Erlauben die Herren, daß ich das Couvert mitnehme?“

Der Landrat sah nach der Uhr und sein Gegenüber betrachtend: „Was meinen Sie? Es ist elfeinhalf Uhr. Ich glaube nicht, daß Steffens noch kommt.“

„Nein, bezweifle es auch. Er müßte denn auf einem seiner nächtlichen Spaziergänge hier einfallen, ist aber jedenfalls nicht mehr, und für Stoff ist rasch gesorgt. Nehmen Sie's mit. Rücken Sie uns mal den Sektkübel etwas näher, junger Mann, so, und dann bringen Sie uns noch eine Flasche von dem Zeugs da.“

Nachdem Toß die Gläser abermals gefüllt, zündete er sich eine Cigarre an, that einige Züge und sagte, sich bequem zurücklehrend, die rechte Hand, die die Cigarre hielt, auf den Tisch gestützt: „Weiß der Teufel, was in den Steffens gefahren ist. Der Mensch ist unheimlich verändert; er arbeitet zum Beispiet so darauf los, daß mir der Alte neulich scherzweise sagte, wenn das so weiter ginge, habe er selbst bald nichts mehr zu thun. Die Manie ist mir gänzlich neu an ihm, ist mir auch räthselhaft, warum er's thut? Das Vergnügen, das er daraus schöpft, muß nicht sonderlich sein. Er ist in ganz verfluchter Laune, beständig gereizt, und der Mensch war früher der fideleste Kerl unter der Sonne, würde sich jetzt entschieden mit Wonne in ein Duell einlassen, womöglich mit tödlichem Ausgang, wahrer Verlust für seine Freunde. Trinken Sie mal aus, Berndt.“ Damit goß er sich wieder ein.

Der Landrat schob ihm sein Glas hin und sagte: „Das Arbeiten, von dem Sie da sprachen, würde mich weniger stutzig machen, als seine Raslosigkeit und seine nervöse Unruhe. Bilden Sie sich doch nicht ein, er sei überarbeitet. Gott bewahre! Seine ‚Manie‘ zu arbeiten, wie Sie sagen, seine Sucht sich außerdem mit Jagen und Reiten abzuhezen, sich körperlich zu ermüden, rührt nur von dem Bestreben her, irgend einen Gedanken tot zu hezen, was für einen, kann ich Ihnen allerdings auch nicht sagen.“

„Vielleicht kommt's ihm so höllisch sauer an, um die kleine Schönborn anzuhalten, dann weiß ich nur nicht, warum er ihr so fieberhaft die Cour macht.

Dann sollte er abbauen! Wenngleich er meines Erachtens jetzt nicht mehr ohne éclat zurück kann."

"Fieberhaft! Ja, sehen Sie, Toß, da haben Sie den Nagel auf den Kopf getroffen," sagte Berndt, mit dem Finger auf ihn weisend und dann die Asche von seiner Cigarre abstreifend: „ich hab' den Kerl, den Steffens, gern, und die Sache geht mir wahrhaftig im Kopf herum, zumal meine Cousine Lotte, auf die ich große Stücke halte, ganz außer sich über ihren Bruder ist. Seine Courmacherei Cilli Schönborn gegenüber erscheint mir gerade so forciert, wie seine Lustigkeit. In jeder Gesellschaft ist er um sie herum, und wenn Sie die geringste Andeutung in Betreff dieser seiner Courmacherei wagen — ich als älterer Verwandter kann mir das erlauben — dann giebt er Ihnen keinen Bescheid oder braust auf. Ich kümmere mich nicht mehr darum. Den Teufel auch! Es giebt Dinge, die macht man am besten mit sich allein ab. Will hoffen, daß kein Frauenzimmer dahinter steckt."

Der Baron sah ihn groß an. „Nein, Steffens ist, soweit das seine Freunde beurteilen können, augenblicklich der denkbar solideste Mensch, und daß ihm die Damen der Gesellschaft außer der kleinen Schönborn höllisch gleichgültig sind, kann man ihm auf hundert Schritt Distance ansehen. Kurze Zeit hat er's versucht, in der Erinnerung an schönere Zeiten, vom Pfade der Tugend links abzuschwenken, scheint ihm aber in seiner Eigenschaft als Verliebter wenig Spaß gemacht zu haben, hat nicht lange gedauert. Nein. Er geht nur in Gesellschaften, wo

Schönborns zu treffen sind, so ähnlich, wissen Sie, als wolle er sich aus dem Anblick der Geliebten fortwährend Mut zu dem schwierigen Schritte schöpfen, vergeblich natürlich. Jeden Abend wird er von den gesamten Damen verlobt, und jeden Abend erscheint er wieder unverlobt auf der Bildfläche. Das wirkt nachgerade lächerlich, und da wenig Menschen soviel Empfindung für's 'Lächerliche' haben wie Steffens, trägt diese Situation nicht sehr dazu bei, seine Stimmung zu verbessern. Sonst hat er sich, wie gesagt, zum Nachtwandler ausgebildet, aber zu keinem interessanten, denn er führt nur seine sogenannten Gedanken spazieren. Nein. Ein Frauenzimmer steckt nicht dahinter!"

Der andere trank sein Glas aus und sah dann ein paar Augenblicke nachdenklich vor sich hin: „Nun, es soll mich freuen. Jedenfalls wäre es gut, wenn die Sache bald zum Abschluß käme. Der alte Steffens, der, ehe er seine künftige Schwiegertochter kannte, von Georgs Plänen wenig erbaut war, wünscht es nun dringend. Gehen Sie übermorgen zu Schönborns Ball?"

„Ja, es wird wohl der letzte in dieser Saison sein. Sie hat ohnehin schauerhaft lange gedauert. Vielleicht kommt die Sache dann zum Klappen.“

„Möglich. Und nun, nehmen Sie mir's nicht übel, Baron, wenn ich mich heut eher als sonst von Ihnen verabschiede. Ich muß morgen über Land und schon um halb vier aufbrechen, thut mir sehr leid, Ihre Gesellschaft schon so früh verlassen zu müssen. Also auf Wiedersehen, übermorgen bei Schönborns!"

— — — — —

„Tante Cäsar, ich wollte, ich hätte heut abend doch noch abgefragt bei Schönborns.“

Luiſe ſaß in ihrem Schlafzimmer vor dem Spiegel; Frau Cäſar beſchäftigte ſich eben damit, ihr die Zöpfe aufzulöſen. Sie war ſo vertieft in ihre Arbeit, betrachtete die Haarſtut, die Luiſe nun umgab, mit ſolch aufrichtiger Bewunderung, daß ſie ihre Worte nicht gleich beachtete.

„Was Du für prachtvolles Haar haſt, Luiſchen!“

„Ja.“

„Was haſt Du, Kind? Du machſt einen ſo müden Eindruck.“

„Ach Tante Cäſar!“ Sie ſtreckte die Arme und dehnte den Oberkörper, wie ein Menſch, der wirklich müde iſt. „Ich gäbe eine Welt darum, wenn ich heute abend zuhauſe bleiben könnte. Mir iſt ſo ſchrecklich aufgereggt zu Mut, ſo angſt. Ich wollte, ich bliebe zuhauſe und hätte es auch gethan, wenn Cilli über meine Weigerung zu kommen nicht ſo außer ſich, Onkel und Tante nicht ſo beleidigt geweſen wären. Sie haben mich ſo gequält! Warum quälen mich die drei ſo ſchrecklich? Es geſchieht alles aus Liebe, ich weiß es, und von mir war es ja undankbar, nicht kommen zu wollen, da ſie mir das wundervolle ſeidene Kleid extra zu dem Ball geſchenkt haben.“

„Nun hört aber alles auf,“ ſagte Frau Cäſar, die mit der größten Umſtändlichkeit ein Packet Haarnadeln auspackte, ſich Kamm und Bürſte zurechtlegte und ſich dann eine Brille aufſetzte, denn die kleine Frau, für die ein Ball und noch dazu einer, den ihre Nichte Luiſe beſuchte, ein hochwichtiges Ereignis war,

war selbst aufgeregt, „was das für Schruken sind! So ist jedem jungen Mädchen zu Mut, das den ersten Ball besucht. Je größer die Angst, je größer ist dann das Vergnügen. So war mir auch, Luisechen — ich weiß es noch ganz gut — wenngleich es schon lange her ist, so recht lagenjämmerlich und hab' mich dann doch so himmlisch amüsiert und meinen seeligen Mann da kennen gelernt. Ich war auch ganz hübsch, Luisechen, mit roten Backen und blondem Haar, freilich nicht so schön wie Du, wenn ich Dir's denn doch einmal sagen muß, um Dir Mut zu machen. Du brauchst wirklich keine Angst zu haben.“ Sie hatte jetzt angefangen langsam Luise's Haar zu kämmen. Luise hatte ein Bein über das andere gelegt, und die Hände über das rechte Knie gefaltet, sann sie vor sich hin. „Kopf ein bißchen höher, Luisechen, so!“ als sie der Aufforderung nachkam.

„Ja das könnt ich brauchen,“ sagte diese lachend, „Du mußt nicht denken, daß ich wegen der Tänzer Angst habe. Nein, daran denke ich garnicht. Es ist ein anderes Gefühl; was für eins weiß ich nicht. Aus dem Alter, in dem ein junges Mädchen seinen ersten Ball mitmacht, bin ich heraus. Ich freue mich nicht so viel darauf,“ sie schnippte mit dem Finger in die Luft, „mit solchen Vergnügungen muß man eher anfangen. Ich kann mich dem nicht mehr so harmlos und rückhaltlos hingeben.“

„Nun weiter fehlte nichts! Mach Dich nicht immer älter als Du bist. Das hat Dir Dein Vater alles in den Kopf gesetzt.“

„Nein, laß ihn nur diesmal aus dem Spiel,“

sagte sie gutmütig, „ich bin allein an meiner Stimmung schuld.“

„Ja. Aber das Nachdenken und Grübeln über alles, das hast Du von ihm. Damit verderbt Ihr Euch das unschuldigste Vergnügen. Dinge, die andere Menschen garnicht behelligen, veranlassen Euch zu den großartigsten Betrachtungen. Nehmt doch die Sachen, wie sie sind!“

„Bei mir verkehrt sich auch alles, was anderen Freude macht, ins Gegenteil. Heute abend will ich mich sogar freuen; aber ich kann's nicht. Die Angst geht nicht fort. Ach!“ Sie seufzte auf. „Siehst Du, gerade als wenn mir ein zentnerschweres Gewicht auf der Brust läge.“

„Sind die Flechten so gut, Luisechen, oder soll ich sie tiefer stecken?“

Luise faßte mit der Hand danach. „Ja, so sind sie gut.“

„Und dann hier an der Seite die roten Rosen!“

Frau Cäsar hielt sie zur Probe an, sah dann an Luise vorbei in den Spiegel und sagte, ihr plötzlich einen Kuß gebend: „Kind, Du wirst entzückend aussehen. Laß Dich nur erst einmal fertig dastehen! Die eigene Schönheit giebt Dir Mut. Du wirst allen die Köpfe verdrehen heute abend. Mach mir nur meinen Jungen nicht toll.“

„Ich will niemand toll machen. Ich wollte, es sähe mich kein Mensch,“ und die Arme um den Hals der kleinen Dame legend: „Tante Cäsar, geh mit! Ich komme mir so verlassen vor. Alle jungen Mädchen gehen mit ihren Eltern. Ich hab' niemand.“

Da kamen der kleinen Frau die Thränen in die Augen.

„Ei, Luisechen, wer wird so reden? Bist ja bei Schönborns wie Kind im Hause. Was soll ich denn da? Da passe ich nicht hin. Ich habe ja von Staatsroben nichts mehr anzuziehen als mein altes Schwarzeidenes, und da kleb' ich die Risse schon immer mit schwarzem Gesteppflaster zu. Wenn Du aber noch lange so jämmerlich thust, krieg' ich's bald selber mit der Angst, denke, Du brichst ein Bein oder wirst am Ende entführt.“ Sie fuhr sich lachend mit der Hand über die Augen.

Luise's Toilette nahte sich ihrem Ende, und wie sie so fix und fertig, in dem tief ausgeschnittenen Seidenkleid mit den roten Rosen an der Brust und eben solchen im Haar vor Tante Cäsar stand, kannte deren Entzücken keine Grenzen mehr. Die Ehrfurcht vor dem neuen, hellen Kleide, schränkten ihre Zärtlichkeit ein. Dafür erging sie sich in begeisterten Worten. Tante Cäsars aufrichtige Bewunderung hatte Luise erregt.

Ihre Augen blitzten, ihre Wangen waren leicht geröthet, wie sie sich im Spiegel betrachtete, während die Lampe, von Tante Cäsar gehalten, ihre Gestalt voll beleuchtete. Ja wirklich! Die eigene Schönheit machte ihr Mut und Lust. Sie regte sie an, ja noch mehr, sie war imstande sie zu herauschen, ihr im Nu die tollsten Gedanken in den Kopf zu zaubern. So hatte sie sich noch nie gesehen, noch nie!

Daß sie so schön aussehen konnte, hatte sie selbst nicht gedacht. „Ei was! Tante Cäsar hat recht! Fort

mit dem Grübeln und Sinnen! Heute abend will ich nur meinem Vergnügen leben, will tanzen, bis ich umfalle. Ich brenne ja eigentlich aufs Tanzen. Will meine Schönheit bewundern lassen, sehen, was meine Schönheit für einen Eindruck macht. Ich brenne ja auch auf Bewunderung.“ Dasselbe Geschöpf, das noch vor einer Stunde de- und wehmütig erklärte, ich bliebe am liebsten zuhause, wußte sich nun vor Lust und Erregung kaum zu fassen, wenn sie an den Ball dachte. Am liebsten möchte sie in dieser Stimmung gleich auf und davon, und nachdem sie sich noch einen übermütigen Blick zugeworfen, trat sie vom Spiegel zurück.

„Ja, Tante Cäsar, ich sehe nicht übel aus. Und nun noch zu Papa!“

Der alte Trebbin saß in seinem Zimmer am Tisch und las, den Kopf in beide Hände gestützt. Er hatte längst vergessen, daß Luise sich zum Ball anzog, und als die schön geschmückte Frauengestalt jetzt zu seiner Thür hereintrat, starrte er sie, den Kopf erhebend, erst wie eine Vision an. Sie war ein paar Schritt von ihm stehen geblieben und, den Kopf leicht zurückgeworfen, die Lippen halb geöffnet, warf sie ihm einen lachenden Blick zu — sein Erstaunen machte ihr Spaß — bis er aufsprang, weit lebhafter, als es sonst seine Art und, ihr mit der Lampe ins Gesicht leuchtend, sagte: „Poß Wetter, Luisechen, Du siehst ja entzückend aus!“

Das setzte allem die Krone auf.

„Dann muß es wahr sein, wenn mich Papa sogar bewundert. Was fang ich nun heute Abend

an! Ich muß etwas erleben, Tante Cäsar. Aber was? Umsonst ist man nicht so hübsch. Ich muß etwas erleben!"

Sie drehte sich lachend vor Tante Cäsar auf dem Absatz um und guckte wieder in den Spiegel. Dabei fing sie an, sich die Handschuhe zuzuknöpfen.

Frau Cäsar, die anfänglich nicht wenig dazu beigetragen, Luise in diese Laune zu versetzen, sagte jetzt in trockenem Ton:

„Dummes Zeug! Was brauchst Du gleich etwas zu erleben? 'S werden schon noch mehr hübsche Mädchen da sein. Ich bin auf manchen Ball gegangen und habe nie was erlebt. Vor einer Stunde hast Du noch so dageseffen, als wenn Dir die Hühner alles Brot weggefressen hätten, jetzt siehst Du Dich im Geiste gleich heut' Abend einen ganzen Roman erleben. Bleib' doch einmal auf dem Weg, den alle gewöhnlichen Menschen gehen. Kann noch sein, daß Du mit Deinem Roman garnichts anzufangen wüßtest. Bei Dir geht auch Theorie und Praxis oft weit auseinander.“

Ihre Ermahnungen machten auf Luise keinen Eindruck, und als sie kurze Zeit darauf, als erster Gast, bei Schönborns eintrat, war deren Empfang auch herzlich wenig dazu angethan ihre Laune herabzustimmen.

„Sehen Sie mal, Steffens, dieser süperbe Hals und diese Arme! Dazu dies Raffinement: gar kein Schmuck, nicht einmal das simpelste Armband, wirklich brillant,“ Salbern setzte seinen Kneifer auf und verschlang Luise, deren Anmut für „Raffinement“ aus-

gelegt wurde, mit seinen Blicken, „haben Sie je schon eine Venus mit Braceletten gesehen?“

„Nein, auch noch nie eine in einem hellseidenen Kleide. Salbern, Sie sind abgeschmact.“

Salbern, der sich viel gefallen ließ — Steffens hatte ihm neulich noch bei Regelung seiner zerrütteten Verhältnisse einen nicht unerheblichen Dienst geleistet —, war in letzter Zeit die schlechte Behandlung von seiten Steffens gewöhnt. Er sah ihn nur mit einem gewissen mitleidigen Blicke an, den dieser nicht beachtete, denn er sah zu Luise hinüber, und sich darauf mit dem Finger über die Stirn fahrend, sagte Salbern zu einem neben ihm stehenden Bekannten:

„Heut scheint sein Spleen den Höhepunkt erreicht zu haben. Suchen Sie mal die Sonne, um die dieser Planet kreist. Ach was, meine Venus selber?“ er setzte den Kneifer augenblicklich wieder auf, „scheint ein kurzes tête à tête, sie behandelt ihn nicht sonderlich. Da steht er auch schon wieder bei der kleinen Schönborn. Was braucht man da lange zu suchen?“

Steffens war nur an Luise herangetreten, um sie an den versprochenen, letzten Walzer zu erinnern.

Zu ihrer Beruhigung waren ihre Gedanken gar nicht ausschließlich mit Steffens beschäftigt. Die Aufmerksamkeiten der anderen Herren, die sie belagerten, um einen Tanz zu bekommen, die vielen Menschen, die Tanzmusik, der Lichterglanz, all' das nahm ihre Sinne gefangen, und ließ sie auch Steffens, meinte sie, fast vergessen, bis schon im Lauf des ersten Tanzes ihre Blicke zufällig zu ihm hinüber-

schweiften und sie seine Augen auf sich gerichtet sah. Von dem Moment an mußte sie immer wieder zu ihm hinübersehen, immer wieder ruhten seine Augen auf ihr; wenn es aber einmal nicht der Fall war, so wartete sie, solange bis sich ihre Blicke trafen, und nach ein paar Momenten hob daselbe Spiel wieder an.

Die Pausen wurden immer kleiner, die Lust, die ihr dies geheime Einverständnis gewährte, immer größer, und schließlich war es, als sei für sie im Tanzsaal nur ein Mensch: Steffens. Cilli ging mit Steffens zu Tisch, und da sie Luise in ihrer Nähe haben wollte, saßen sich die beiden gegenüber.

Steffens war abwechselnd zerstreut oder von gradezu nervöser Lustigkeit, so daß selbst Cilli, die immer zu entschuldigen bestrebt war, sein Benehmen auffiel. Er stürzte ein Glas Champagner nach dem andern herunter. Einmal hatte ihm Luise einen Knallbonbonvers, den Cilli lesen wollte, über den Tisch gereicht; dabei war er an ihre Hand angestreift, und das erregte ihn so, daß ihn vorläufig nur ein Verlangen peinigte: noch einmal die Berührung dieser Hand zu fühlen!

Diese Idee, Luise ihm gegenüber zu setzen! Es ward ihm abwechselnd heiß und kalt, wenn er sie ansah. Es kam ihm vor, als wenn im Zimmer alles um ihn heruntanzte, als wenn die Menschen alle ganz wahnsinniges, dummes Zeug sprächen, das er garnicht verstand und das nur in verworrenen Lauten an sein Ohr schlug, als wenn sie alberne, närrische Geberden machten, als sei er selbst nahe

daran verrückt zu werden und hätte nur noch das düstere Gefühl, daß er gewaltsam an sich halten müßte, um nicht eine unglaubliche Dummheit zu begehen, etwas, bei dem gleich alle Leute aufspringen und auf ihn hinsehen würden. Dazu diese entsetzliche Hitze!

Luft! Luft! Wenn er wenigstens einmal laut schreien könnte! Nein! Wenn er lieber fortstürzen, sie nicht mehr zu sehen brauchte! Jetzt wird sie dunkelrot unter meinen Blicken. Jetzt sieht sie noch berückender aus als vorhin. Den Teufel auch! Jetzt spricht sie lachend zu ihrem Nachbar. Jetzt drückt sie ihr Gesicht tief in den Blumenstrauß. Jetzt wird sie gleich wieder herübersehen. Ah jetzt! flüchtig und widerwillig scheint es: aber sie thut es doch — muß es thun — und fieberhaft erregt wartete er auf den nächsten Blick.

Dann stand man von Tisch auf und ging in den Saal zurück, um den Tischwalzer zu tanzen. Luise tanzte eine Extratour nach der andern. Sie kam garnicht zur Besinnung. Einmal kam Steffens und forderte sie auf, und sie tanzten, ohne es zu wissen, solange, daß Luise schwindelig ward, als er sie wieder an ihren Platz zurückführte. Er mußte einen Augenblick, den Arm um ihre Taille legend, neben ihr stehen bleiben, um sie zu stützen.

„Das kommt von der Unmäßigkeit,“ sagte eine Stimme neben ihnen; es war die Lottens.

Sie sahen sie beide an, wie im Traum. Gleich darauf kam Salbern auf Luise zu: „Darf ich bitten, mein gnädiges Fräulein?“

„Sie gestatten, Salbern, daß ich Fräulein von

Trebbin an ihren Platz zurückführe? Ich glaube nicht, daß sie augenblicklich imstande ist . . .“

„Na hören Sie mal, Steffens, ça dépend toujours de la dame. Sie gestatten?“

„Ja.“ Und lächelnd trat sie mit ihm zum Tanze an.

Steffens, der bisher nicht das mindeste aussetzen gehabt, wenn dieser alte Lebemann die jüngsten Mädchen in seinen Arm nahm, um mit ihnen zu tanzen, überkam plötzlich, als er hinter ihnen dreinschaute, ein Zorngefühl darüber, daß Salbern seinen Arm um Luise's Leib legte an derselben Stelle, da eben noch der seine geruht, er denselben Tanz mit ihr that — aber nur nicht so lange — da kam er schon wieder: „Der Atem wird doch verflucht kurz,“ und schnaubend und pustend stellte er sich neben Steffens, der nicht dazu kam viel mit Cilli zu tanzen. Sie wurde fortwährend von anderen Herren engagiert. Und endlich kam auch der letzte Walzer.

„Sie tanzen heut' Abend so viel, daß Sie mir wohl den Gefallen thun könnten, diesen Tanz zu pausieren,“ sagte Steffens zu Luise, „kommen Sie, wir gehen in Cillis Boudoir. Sie hat mir halb und halb versprochen, nachzukommen. Wenn ich nicht irre, tanzt sie mit Ihrem Better Paul. Der sonst so rührige Jüngling ist kein großer Verehrer vom Tanzen, und Ihre Cousine ruht sich auch gern einmal aus.“

Es war kein Wort davon wahr. Aber Steffens mußte, ruhig und gleichgültig sprechend, Luise den Vorschlag so annehmbar zu machen, daß sie, zumal

sie wirklich ein tiefes Bedürfnis nach Ruhe hatte, mit davonging, unbemerkt, denn ein Teil der jungen Leute schickte sich eben zum Tanzen an, war also ganz mit sich beschäftigt, während die anderen noch im Vestibül plaudernd zusammenstanden.

Das Zimmer Cillis sah heut ganz verändert aus. Die rote Ampel, die fast nie brannte, war angesteckt, alles mit warmem, rotem Licht überflutend. Überflüssige Polstermöbel waren entfernt; dafür hatte man das Zimmer geschmackvoll mit Palmen dekoriert, mit zwei hohen, blühenden Kamelienbäumen, dem Stolz Schönborns, geschmückt. Das Zimmer war leer als sie eintraten. Vom Tanzsaal aus bequem zugänglich, war es nur anfangs während der Pausen benutzt worden. Man hatte bald herausbekommen, daß es unten in dem behaglichen, geräumigen Vestibül bedeutend kühler war. Hier oben war es gradezu heiß. Gleich nachdem Steffens mit Luise in das Zimmer eingetreten war, hatte sie auf dem kleinen Sofa Platz genommen. Erst jetzt, wo sie sich mit ihm allein sah, war ihr klar, welche Unvorsichtigkeit sie begangen. Vorhin in dem Menschengewirr und dem Stimmengewirr hatte sie sich nicht überlegt, daß Steffens sie möglicherweise belogen, sie möglicherweise mit ihm allein bleiben würde. Der Vorschlag, mit Cilli und Paul dort zu plaudern, war ihr lockend erschienen. Er hatte so ruhig und vernünftig gesprochen. Wenn sie sich in ihm getäuscht? Warum hatte sie nicht Cilli gefragt? Freilich, die war heut Abend so in Anspruch genommen, daß sie ihrer garnicht mehr hatte habhaft werden können. Wenn sie hier allein blieben!

Sie wollte schnell aufstehen und fortgehen, da saß Steffens bereits neben ihr.

„Bleiben Sie hier! Was wollen Sie? Ich meine, Sie müßten heut Abend schon übersatt vom Tanzen sein. Die Generalin B., die hinter mir stand, meinte, sie begriffe nicht, was es der Dame mit dem rotblonden Haar für ein Vergnügen machen könne immer von einem Arm in den andern zu fliegen. Sie fände das im höchsten Grade unpassend und würde es ihrer Tochter nie erlauben.“

„Was kümmert's mich, was die Leute sagen,“ und sie warf den Kopf zurück; „nur so fühle ich Genuß beim Tanzen, nicht wenn ich alle fünf Minuten mit meinem Partner die vorgeschriebene Tour abtanze, wie ein Pensum. Dabei empfinde ich nichts, kein Vergnügen. Ich will fühlen, daß ich lebe.“

Steffens rückte ihr näher. „Und wenn ich Ihnen sage, daß Sie nicht leben?“

Sie fing an nervös an den Handschuhen zu knöpfen, sie sich von den Händen zu reißen, sich mit ihrem Fächer Kühlung zuzuwenden. Wenn sie nur hinaus gekonnt hätte! Aber sie konnte nicht mehr; vorhin, ehe er sprach, da war's noch gegangen; jetzt da sie seine Worte gehört, nicht mehr; jetzt war es zu spät. Jetzt war das Verlangen bei ihm zu bleiben stärker als alles andere. Wenn es nur nicht so erstickend, so betäubend hier gewesen wäre durch die heiße, schwüle Luft, den berausenden Duft, den die Hyazinthen ausströmten und die Tanzmusik, die in verworrenen Tönen an ihr Ohr drang.

Durch Cillis Zimmer, in dem sie ihren reinsten,

keuschesten Mädchenträumen nachsann, wogte heut Nacht ein Strom heißer, sinnlicher Lust, der die beiden Menschenkinder fortrug, forttrieb, bis sie sich ihm, halb der Sinne beraubt, rückhaltlos überließen.

„Wie meinen Sie das?“ sagte Luise, als sie sich sammelt hatte, „ich weiß nicht, was Sie ‚leben‘ nennen.“

„Nein, Sie wissen es nicht. Sie müßten sich einmal bis zum Wahnsinn in einen Mann verlieben.“

„Als ob mir unter all' denen heut Abend,“ und sie verzog spöttisch den Mund, sich gewaltsam zur Ruhe zwingend, „ein Mann vorgekommen wäre, in den ich mich verlieben könnte. Einen Tanz mit ihnen zu thun, mögen sie gut sein, zu sonst nichts.“

„Das ist nicht wahr,“ stieß er leidenschaftlich heraus und stand nun dicht vor ihr, „das ist nicht wahr, was sie da sagen. Sie müssen's wissen, daß unter all' denen ein Mann ist, der Sie leidenschaftlich, bis zum Wahnsinn liebt. Sie müssen's wissen! Ihre Blicke heut Abend haben's mir gesagt, wenn Sie mich sonst belügen wollten. Ein Geschöpf, das so heiß, so leidenschaftlich wie Sie, bei dem jeder Nerv, jede Faser von Sehnen nach Genuß und Leben durchglüht ist, kann solcher Leidenschaft nicht unbewußt gegenüberstehen, und wenn Sie mir es nicht gestehen wollen, so sage ich es Ihnen: ‚Sie lieben mich, wie ich Sie!‘“

Sie saß da und rührte sich nicht. Sie wußte, daß sie sprechen wollte; aber wenn sie dazu ansetzte, blieben ihr die Worte in der Kehle stecken. Es wären gar keine Worte herausgekommen, nur ein heiserer, rauher Ton.

Er sprang auf und ging ein paar Schritte von ihr. Es graute ihm vor sich selbst. Dasselbe Gefühl, das ihn vorhin, als er sie bei Tisch gegenüber hatte, gepeinigt, kam nun wieder, stärker, mächtiger und gefährlicher.

Vorhin hatte er sich vor den Menschen zusammennehmen müssen. Der Zwang war von ihm genommen. Jetzt hatte er sie allein! Ganz allein!

Er atmete tief auf, ging noch einen Schritt zurück und fuhr sich mit der Hand über die Stirn.

Ob sie eine Ahnung hatte, was es bedeutete jetzt mit ihm, in der Verfassung, in der er sich befand, so ganz allein zu sein? Nein. Sonst würde sie im selben Moment aufspringen und aus dem Zimmer stürzen. Nein. Sie weiß es nicht, denn sie sitzt starr und regungslos da. Er konnte nicht einmal ihr Gesicht sehen, denn sie hielt den Kopf gebeugt. Liebt sie mich nicht? Wenn sie mich liebte, könnte sie unmöglich so stumm und gefühllos dastehen. Oder fürchtet sie mich doch?

Er warf ihr von der Seite einen langen, forschenden Blick zu, der die ganze Gestalt umfaßte. Er sah sie an, wie ein Geschöpf, das ihm schon gehörte, das sich nicht mehr rühren dürfte ohne seine Erlaubnis.

Sie sah den Blick nicht und regte sich auch nicht, denn sie fürchtete, wenn sie nur den Finger bewegte, würde sie Georg aus seinem Nachsinnen aufschrecken, er würde wieder zu ihr hintreten, und davor graute ihr, meinte sie.

„Ich muß etwas erleben.“ wo war ihr über

mut geblieben? Sie gäbe eine Welt darum, wenn sie jetzt zuhaus, allein in ihrem Schlafzimmer wäre.

Wirklich? Möchte sie fort von hier sein? Und was bedeutete alsdann dies schaurig, süße Gefühl, das ihren Körper durchzitterte? War das Grauen?

Nein. Grauen hatte sie schon empfunden. Das kannte sie. Dies war ein grauenvolles Gemisch von Furcht und glühendem Verlangen. Das war etwas Neues, Räthselhaftes, etwas, das sie noch nie empfunden. War das endlich Liebe? Sie schauerte zusammen und schlug die Hände vors Gesicht.

Als er das sah, kam er näher, setzte sich zu ihr auf einen der Lehnstühle, nahm ihr die Hände vom Gesicht und sagte, ruhiger werdend, da er ihre Erregung sah:

„Sie brauchen mich nicht zu fürchten. Ich werde kein Wort sagen, nichts thun, was Sie verletzen könnte. Ich wollte Sie nur einmal allein für mich haben, heut Abend, ganz allein. Die da drinnen machten mich toll. Da gehörten Sie jedem, der Sie ansah, ebenso wie mir. Ich hatte kein anderes Anrecht auf Sie, als Salbern oder irgend ein beliebiger Anderer, der seinen Arm um Ihren Leib legte und mit Ihnen tanzte. Ich wurde rasend vor Eifersucht. Ich mußte Sie allein haben, mir einmal fünf Minuten lang einbilden können, Sie gehörten mir, Ihre Schönheit, Ihre ganze Gestalt mir, ohne daß ein anderer Mann das Recht hatte Sie anzusehen.

Sie sprang jäh auf, als habe es einer gewaltigen Anstrengung bedurft, um sich von dem Alp,

der auf ihr lag zu befreien und schritt nach der Thür.

Er trat ihr in den Weg und sie an beiden Händen fassend: „Ich lasse Dich nicht, Luise! Ein Wort! ein einziges Wort! Sag' mir es, daß Du mich liebst!“

Er hatte sie wieder losgelassen, und, mit dem Rücken gegen die Thür gelehnt, verwehrte er ihr den Ausgang.

Sie stand vor ihm, den Kopf mit den schweren, blonden Flechten leicht vornüber geneigt, und da er gar keine Miene machte ihr den Weg frei zu geben, trat sie — es geschah dies alles wie in einem wüsten, schweren Traum — wieder von ihm fort ans Fenster zu den blühenden Kamelienbäumen und hob den Arm, um die purpurroten Blüten näher zu betrachten.

Im selben Moment trat Steffens neben sie, und da er seine Augen wieder auf ihr ruhen ließ, verlor er die Sinne. Alles Blut stieg ihm zu Kopf, es hämmerte ihm in den Schläfen, flirrte ihm vor den Augen. Jeder klare Gedanke schwand. Er wußte nicht mehr, wo er war, was er that und dachte. Er sah nur noch einen wundervollen, weißen Frauenarm, der sich nach einem Blütenzweig ausstreckte, um ihn herabzubiegen, und dann kam's über ihn: die Gier, das Verlangen den Arm zu fassen und zu küssen, so riesengroß, so unbezwinglich, daß er auf ihn zustürzte und ihn küßte, so heiß, als habe er ein tödliches Gift in sich gesogen und wollte sich aus diesem einzigen Kusse wieder Leben trinken.

Darauf fühlte er sich zurückgestoßen, sah wie die

Frauengestalt fort von ihm ins andere Zimmer stürzte, wußte, daß er ihr bis dahin nacheilte, daß das Zimmer leer war, und erst als er einige Augenblicke auf dem Sofa gesessen, kam ihm die Besinnung wieder und mit ihr Reue über das, was er gethan, aber nur für einen Moment. Er hatte heut Abend keine Lust zur Rolle des zerknirschten Sünders und war viel zu erregt, um ruhig nachzudenken. Er war wütend darüber, daß er sie hatte ent schlüpfen lassen, ohne noch ein Wort mit ihr gesprochen zu haben. Wie ein alberner Schulkunge hatte er sich benommen. Als sie den Arm nach ihm ausstreckte, um ihn von sich zu stoßen, hätte er ihn fassen, sie an sich reißen sollen.

Verflucht! Er ballte die herabhängende Hand. Mit dem, was er heut Nacht gethan, war er keinen Schritt weiter gekommen, im Gegentheil! Wenn er Zeugen gehabt hätte, zwei oder drei! Er warf den Kopf zurück; in seinen Augen blickte es auf. Das warf mit einem Mal alle Rücksichten über den Haufen, machte alle törichte Bedenken zu nichts. Der Ruf vor Zeugen sagte mehr als tausend Worte. Dann gab es keine Auseinandersetzungen mehr mit Cilli, mit den Eltern.

Nichts! Dann wußte die Welt mit einem Male, ohne daß nur ein Wort gesprochen war, wie es um sie beide stand. Dann war sie eben kompromittiert. Er war gezwungen, sie zu seinem Weibe zu machen, um ihre Ehre rein zu waschen. Er hätte mit mehr Schlaueit zu Werke gehen, die Scene absichtlich arrangieren sollen, ohne sich so zwecklos von seiner Leidenschaft hinreißen zu lassen.

❏ Zwecklos? Es war göttlich! Wieder glaubte er in seinen Händen den vollen Arm zu fühlen, glaubte mit seinen Lippen die duftende Haut zu berühren.

Göttlich! Und doch, was war der eine elende Kuß gegen sein Verlangen? Nichts! Er hatte sich nicht Leben aus jenem Kusse gesogen, sondern ein tödliches Gift, das jeden Nerv, jede Fiber, den kleinsten Teil seines Körpers durchdringend, in seinem Körper wühlte, ihn zerriß, sein Blut zum feurigen Strom machte. Der einzige Kuß hatte das Verlangen nach tausenden geweckt!

Mit solchen Gedanken schlenderte er den Gang hinauf, dem Rauchzimmer zu, wütend alles bei Seite schleudernd, was ihm im Wege stand, einen Stuhl oder eine Fußbank, als wenn das die Hindernisse wären, die ihn von seiner Liebe trennten.

Währenddem war Luise die Treppe heraufgestürzt, in Cillis Schlafzimmer. Da stand sie am Waschtisch, tauchte einen Schwamm in das eiskalte Wasser und rieb und rieb, wie eine Wahnsinnige die Stelle, auf der sie Steffens Küsse brannten, wie Feuer brannten; sie meinte, sie mußte sie ihr lebelang dort fühlen. Sie rieb und wusch in ihrer Angst, bis der Arm feuerrot war, bis sie wußte, daß das schmerzende Gefühl in der Haut von ihr selbst herrührte, die Flecken, die da brannten von ihrem Reiben.

Ihre Gedanken waren verworren. Sie wußte nur das Eine, daß sie maßlosen Ekel vor sich und ihm empfand, vor allen Menschen, daß sie in den Saal zurückkehren mußte, aber nicht wußte, mit welchem Gesicht sie vor den Menschen erscheinen solle,

daß sie es ihr alle ansehen würden, daß sie gebrandmarkt sei. Gebrandmarkt durch seine Küsse! Sie würden ihr alle den Rücken kehren oder sie spöttisch ansehen, und sie würde sich's ruhig müssen gefallen lassen, sich vor ihnen verkriechen, denn ihr eigenes Gewissen drückte sie zu Boden, ließ sie in ihren eigenen Augen klein und erbärmlich dastehen. Wenn sie doch hier oben bleiben könnte! Aber das ging nicht. Sie war zu diesem Tanz, dem letzten heut Abend, engagiert; wenn sie nicht kam, würde es bemerkt werden. Cilli würde sie suchen, sie würde eine Entschuldigung hervorbringen müssen, und sie mußte keine. Sie war im Lügen nicht geübt. Es war ihr ein Greuel.

So kehrte sie in den Saal zurück. Gleich darauf traten die Paare zum Tanze an. Es war ein Lancier, zu dem Luise von Salbern engagiert war. Das Carré war bereits vollzählig; nur das vierte Paar, das ihnen gegenüber tanzen sollte, fehlte noch.

„Wo bleibt Steffens eigentlich? Weiß der Teufel, wo er wieder steckt. Sehen Sie mal nach, Hagen, jedenfalls im Rauchzimmer, da habe ich ihn zuletzt gesehen. Ah le voilà!“

Während sich Salbern, den Kneiser auf der Nase, suchend im Saale umsah, war Steffens mit seiner Dame zu ihnen getreten.

Daran hatte Luise nicht gedacht, daß ihr Steffens gegenüber tanzen könnte; aber sie konnte jetzt, da man im Begriff war anzufangen, unmöglich erklären, sie tanze nicht. Sie mußte sich vielmehr Steffens gegenüber so benehmen, als sei nichts vorgefallen,

mußte auch seine Blicke aushalten, die, während er sich sprechend zu seiner Dame herabbeugte, fortwährend unter den gesenkten Augenlidern zu ihr hinüberschweiften. Daß er so ruhig sprechen konnte! Wenn er sie nicht liebte! keine Achtung mehr vor ihr hatte, seitdem sie allein mit ihm in das Zimmer gegangen!

Wie er sie ansah! Als wenn sie zu ihm gehörte, schon sein wäre, als wenn er sagen wollte: „Nicht wahr, wenn die anderen nur wüßten, was zwischen uns vorgefallen! Wenn sie's wüßten, daß ich Dich geküßt! Und Du hast Dich müssen küssen lassen, ob Du gewollt, oder nicht. Nun habe ich ein Anrecht auf Dich, das Anrecht, das jeder Mann auf das Weib hat, das er einmal in heißer Leidenschaft geküßt. Nun führt uns unser gemeinsames Geheimnis unter all den Fremden zusammen.“

Die roten Flecken, die Dank Luisens Reiben, auf ihrem Oberarm brannten, hatte Steffens gleich bemerkt. Sie hatten von neuem sein Blut in Wallung gebracht, waren ihm wie ein Brandmal erschienen, das ihr seine Lippen aufgedrückt, mit dem er sie als die Seine gekennzeichnet.

Daß die Flecken da brennen blieben! Sie ewig an seine Küsse mahnten!

Als Luise in der Nacht um zwei Uhr nachhaus kam, schliefen ihr Vater und Walter schon längst; nur das Mädchen, eine treue, ältere Person, war noch wach geblieben: ob sie ihr beim Auskleiden behülflich sein könne? Nein, sie dankte, sie sollte ruhig schlafen gehen, sie könne allein fertig werden.

Ja allein! Das heißt, sie riß die Kleider in wilder Hast von sich, als könne sie nicht schnell genug alles los werden, was sie an heut Abend erinnerte. Dann brach sie an ihrem Bett zusammen und blieb, mit beiden Armen auf dem Bettrand ruhend, den Kopf darin verborgen, dort liegen. Nun hatte sie, was sie wollte; nun fühlte sie, daß sie lebte. Ja, aber dies Leben wollte sie nicht fühlen. Lieber das stumpfsinnige Leben, das sich im ewigen Einerlei abrollte, weiterführen, als diese Gewissensqualen aushalten! Lieber tot! Wenn sie zu Cilli könnte! Nun wußte sie, was sie zu sagen hatte. Nun waren die Worte leicht gefunden.

Wir lieben uns, Steffens und ich. Er hat mich heut Nacht geküßt; nun bin ich ihm verfallen mit Leib und Seele, einerlei was daraus entstehen möge. Ich kann nicht mehr von ihm. Das soll ich ihr sagen, nein, das kann ich nicht.

Sie stöhnte auf, und der leicht bekleidete Körper schauerte zusammen im Frost. Lieber will ich mich zeit-lebens mit einer Lüge herum schleppen. Ich kann Cilli nicht unglücklich machen! Möglich, daß sie uns zusammen thäte, wenn sie alles wüßte; aber ihre Lebensfreude wäre dahin. Sie ginge daran zu Grunde. Zum Dank für alles was sie mir gethan! Steffens darf es ihr auch nicht sagen. Großer Gott! wenn er es schon gethan hätte! Noch weiß sie nichts, ist so arglos, vertraut mir so felsenfest, daß sie es nicht einmal glauben würde, wenn es ihr jemand in dürren Worten sagte. Wenn ich tot wäre, dann wäre Allen geholfen.

Sie erhob sich, ging ans Fenster und riß es auf; ihr Kopf war so glühend heiß. Wie ihr die kalte Nachtlust über den tief entblößten Hals und die nackten Arme hinstrich, dachte sie, wenn ich totkrank würde, dann nähme alles ein natürliches Ende.

Was ihr Vater wohl sagte? Klirrend schlug sie das Fenster wieder zu. Freilich, sein Leben würde noch trostloser werden. Aber ich kann's nicht ändern. Ich halte es nicht mehr aus. Leben ist keine Pflicht mehr, wenn man so gemartert wird.

Denn fürchterlicher noch als die Gewissensqualen war das brennende Verlangen bei ihm zu sein, seine Küsse zu fühlen, nicht auf dem Arm, auf den Rippen, noch ein einziges Mal, ehe sie starb, und besinnungslos vor Angst und Bestürzung barg sie den Kopf in die Kissen.

Am nächsten Tage reiste Steffens ab, ohne von einem andern Menschen Abschied zu nehmen, als von seinem Vater und Lotte.

Die meisten Leute schüttelten über diesen „bodenlos verwöhnten“ Menschen den Kopf. Es ließ sich denken, daß über diese Abreise die verschiedensten Vermutungen laut wurden, da sich aber wirklich nichts Bestimmtes ergründen ließ, wurde man des fruchtlosen Redens bald müde. Der Klatsch verlief im Sande — es war ja außer Zweifel, daß es bei Schönborns etwas gegeben — oder wurde von wichtigerem abgelöst.

Es hatte Mühe gekostet, den alten Steffens von der Notwendigkeit dieser plötzlichen Abreise zu überzeugen. Dem Alten kam dieselbe garnicht gelegen.

Er erging sich des langen und breiten über die Fehler der modernen Jugend, die nur ihrem Vergnügen lebte und von ernster Arbeit keinen Begriff hätte.

„Ich gehe nicht zu meinem Vergnügen fort, wahrhaftig nicht.“

Der Vater hatte etwas erwidern wollen; aber die Worte blieben ihm in der Kehle stecken, als er Georgs finsternes blaßes Gesicht sah.

Nein, so sah allerdings kein Mensch aus, der eine Vergnügungsreise antrat, Angst überkam ihn, denn er liebte diesen Sohn zärtlich. Eine Selbstmordgeschichte, die er kürzlich gelesen, kam ihm mit einem Male in den Sinn, und er sagte, den Sohn besorgt und kummervoll ansehend:

„Was ist das Georg? Was hat's gegeben?“

„Nichts, Papa, weiter nichts. Sieh mich nicht so besorgt an. Du brauchst keine Angst um mein Leben zu haben. Ich gebe Dir mein Ehrenwort, daß ich Dir in dieser Hinsicht keinen Kummer bereiten werde. Ich habe gute Absicht, indem ich fortgehe und hoffe auch nicht lange zu bleiben. Aber ich muß wahrhaftig fort. Der Boden brennt mir unter den Füßen. Wenn ich etwas verstört aussehe, kommt's nur von der schlechten Nacht, die ich durchgemacht. Nimm mir's nicht übel, wenn ich Dir den Grund noch nicht sage, später einmal. Kein Mensch weiß darum. — Es betrifft lediglich mich.“ Er war nervös erregt und sprach in kurz abgebrochenen Sätzen, „vielleicht kann ich Dir geschäftlich mit meiner Reise nützen. Ich hätte Lust nach Frankreich zu gehen. Bitte, teile mir Deine Wünsche mit.“

Am Abend reiste Steffens ab, nachdem ihm sein Vater nochmals versprochen, Lotte von der Notwendigkeit seiner geschäftlichen Reise zu überzeugen.

Luiſe war am Morgen nach jenem Ball ſo elend zu Mut, daß an ein Ausgehen nicht zu denken war. Eine ſchwere Erkältung mußte in ihr ſtecken; ſie empfand heftige Halſſchmerzen, die ſie durch fortwährendes Gurgeln zu vertreiben hoffte. Wenn ſie ſich wirklich geſtern Abend in ihrem freventlichen Leichtſinn den Keim zu einer tödlichen Krankheit geholt hätte! Bei dem Gedanken ſterben zu müſſen, überkam das junge Geſchöpf heut die größte Angſt.

Am Abend — Luiſe war eher zu Bett gegangen, — ſaß Trebbin auf einem Stuhl, Akten leſend, daneben.

„Geh doch zu Walter, Papa.“

„Ach was! Dem iſt's einerlei, ob ich bei ihm bin. Hier iſt mein Platz. Haſt Du Schmerzen Kind?“

„Nein, Papa.“

Wie er ſie ſo blaß daliegen ſah, die großen Augen bald ins Leere, bald ernſt auf ſich gerichtet, ſagte er: „Ich glaub's nicht recht, Luiſchen. Du ſiehſt ſo jammervoll aus, Du biſt gerade, wie ich; Du ſagſt's auch nie, wenn Dir etwas weh thut, haſt's als Kind ſchon ſo gemacht. Das Meſſer muß Dir erſt an der Kehle ſitzen.“

„Wirklich?“ Sie verſuchte zu lächeln.

Er ſtrich ihr ungeſchickt mit der Hand über's Haar. „Ich hätte doch lieber den Doktor holen ſollen.“

„Wer wird gleich wegen Halſſchmerzen zum Doktor ſchicken. Die hab' ich ſchon oft gehabt.“

Wie elend sie sich fühlte, möchte sie garnicht sagen, um ihm nicht noch mehr Angst zu machen.

„Wie lieb Du gegen mich bist, Papa,“ und sie streckte ihm die Hand entgegen.

Das that ihm wohl. Warum hatte sie das früher nie zu ihm gesagt? Hat sie's nie gewußt, wie lieb er sie hat?

„Du hast mir ja noch garnichts vom Ball erzählt, Luisechen?“

Er wollte sie aufheitern, unterhalten. Sonst war es nicht seine Art nach solchen Dingen zu fragen. Wenn er's wüßte, was ihr da geschehen! Ob er dann auch so freundlich und liebevoll neben ihr sitzen würde? Sie weiß, wie starr und unbeugsam seine Grundsätze sind, wie er wissentlich nie etwas Unrechtes gethan und dasselbe auch von Anderen verlangt.

Am nächsten Tage verschlimmerte sich Luise's Zustand. Trebbin schickte zum Arzt; ein Halsgeschwür war im Entstehen begriffen; in derselben Nacht hatte Luise einen Erstickungsanfall. Da ihr der Hals immer enger und enger ward, ihr die Luft fast ganz ausging, machte sie die Todesangst einer Sterbenden durch. Als der Anfall vorüber, sie, trotz der entsetzlichen Schmerzen, des Denkens wieder fähig war, wußte sie sich nur noch zu erinnern, daß sich ihre Hand krampfhaft um eine andere, die ihres Vaters, geballt, daß sie in ihrer Todesangst ihre Nägel so tief in dieselbe vergraben, daß das Blut hätte heraus-springen mögen.

Als sie am nächsten Morgen — schlafen hatte sie nicht können — die Augen öffnete, war die erste

Gestalt, die sie in der Morgendämmerung in ihrem Zimmer sah, die ihres Vaters.

Die kommende Nacht wachte das Mädchen bei ihr, und die nächste darauf Frau Cäsar. Aber bis tief in die Nacht hinein sah sie, wie sich ab und zu leise die Zimmerthür öffnete, und das sorgenvolle Gesicht ihres Vaters hereinblickte. Es war, als wenn sich jetzt erst die beiden zusammen fänden.

In der Nacht, da Luise den bösen Anfall hatte und sie, wie Trebbin glaubte, mit dem Tode rang, das Mädchen mit Walter zum Arzt gestürzt war, und er allein am Bett des Kindes saß, seine Hand von der ihrigen umklammert, als er mit grauenvoll immer wachsender Angst die furchtbare Veränderung wahrnahm, die auf dem schönen Gesicht vorging, er ratlos ihren Qualen gegenüber stand, da war ihm erst vollkommen klar, was es für ihn zu bedeuten habe, wenn er dies Kind verlöre. Da erschien ihm all' sein augenblicklicher Kummer um Walter, der wieder einmal anderswo untergebracht werden mußte, seine Sorgen um Hans-Kurt klein und unscheinbar neben dem Gedanken, Luise zu verlieren.

Als der Arzt dann kam, der Anfall vorüber war und er ihm zu wiederholten Malen versicherte, Gefahr sei nicht vorhanden, da war der alte Trebbin so selig, so überglücklich, daß er ihm um den Hals fiel, und ihm die hellen Freudenthränen über die Backen ließen.

Sein Luischen blieb bei ihm!

Und er wollte sehen was sich machen ließ. Sie sollte ein anderes Leben anfangen, sollte nicht immer

nur das mürrische Gesicht von ihrem Alten sehen.
— Er schmiedete alle möglichen Pläne, die er wieder verwarf. Wenn er nur nicht so arm gewesen wäre! Wenn er doch soviel gehabt hätte, um seinem Kinde eine recht große Freude zu machen, ihr hinterher eine Entschädigung zu geben für die Schmerzen, die sie litt.

Geld macht nicht glücklich! Ob aber Armut glücklich macht?

Wie der Arzt vorausgesagt hatte, hielten die sehr heftigen Schmerzen noch mehrere Tage an. Luise ertrug sie, ohne zu jammern und zu klagen. Das riß den alten Trebbin wiederum zur höchsten Bewunderung hin. Das war sein Kind, das tausendmal mehr Energie und Willensstärke hatte, als seine beiden Söhne zusammen. Er war, wie Luise sagte „rührend“ besorgt, wie eine Mutter.

Wenn sich Trebbin in seinem Innern oftmals Vorwürfe machte über sein bisheriges Wesen, so that Luise ganz gewiß dasselbe, und das fortwährende Bemühen, sich für die Vergangenheit zu entschädigen, brachte die beiden so verwandten Charaktere nur um so näher zusammen. Zudem hatte Luise in Betreff ihrer Krankheit ein schlechtes Gewissen. Sie wußte ganz genau, daß sie ihrem Vater den Kummer hätte ersparen können, wenn sie sich in jener Nacht nicht, heiß und erregt, wie sie war, der kalten Luft ausgesetzt hätte.

„Warum bist Du früher nie so gewesen, Papa,“ sagte Luise, als Trebbin eines Abends an ihrem Bette saß und ihr das Sprechen weniger Mühe

machte, „ich hab's ja immer gewußt, daß Du für uns sorgst und an uns denkst, daß Du mich aber so lieb hast, hab' ich nicht gedacht.“

„Du bist früher auch nie zärtlich zu mir gewesen, Luischen, und warst es doch gegen Deine Mutter als Kind.“

„Ja, weil mich die Mutter immer in den Arm genommen und geküßt hat. Ich wußte, daß sie meine Liebeskosen gern hatte. Von Dir wußte ich es nicht. Wir haben immer auf einander gewartet, und da nie eins zum andern gekommen, keins vom andern gewußt hat, ob ihm an seinen Liebesbeweisen etwas Besonderes läge, sind wir Jahrelang um einander herumgegangen, und eins hat dem andern gegrollt. War's nicht so?“

„Ja, Du magst recht haben, Kind. Wir sind uns zu gleich. Eins von uns mußte erst auf dem Tode liegen, ehe es dem andern klar wurde, was ihm der Tod rauben könnte. Vielleicht wäre Dir's auch so gegangen, wenn Du den alten Trebbin so hättest leiden sehen, wie ich Dich.“

Der erste Besuch, den Luise empfangen durfte, war Annie. Das Kind regte sie mehr auf, als sie gedacht hatte. Wenn sich auch Luise viel schneller, als der Arzt geglaubt, erholte, war sie doch noch sehr angegriffen und Annie so außer sich vor Freude, so erregt, Luise wieder zu sehen, daß der Besuch in einem Thränenausbruch von Seiten Luises endete.

Einige Tage darauf kam Cilli. Allein der Gedanke an dies Wiedersehen hatte Luise während ihrer Krankheit im höchsten Grade erregt. Am liebsten

beschäftigte sie sich garnicht damit. Vielleicht daß ihr ohne vieles Nachdenken im geeigneten Moment die richtigen Worte einfielen.

Von Steffens Abreise hatte man ihr nichts gesagt, da man fürchtete, sie möchte sich Cillis wegen zu sehr aufregen. Cilli schien Luise ernster als sonst. Sie suchte sich indes einzureden, daß ihre Krankheit, die Angst, die Cilli um sie ausgestanden, allein schuld daran seien, und Cilli bemühte sich, sie das glauben zu machen, hatte sie doch manche Thräne um ihre Cousine vergossen. Luise versuchte Cilli mit ein paar Scherzworten zu trösten; es gelang ihr aber nicht. Bei Cillis Anblick ward ihr jammervoll und beklommen zu Mut; sie wußte kaum, was sie sagen sollte. Die Unterhaltung kam fortwährend ins Stocken, und der Ruß, den sie Cilli gab, schien ihr ein Judaskuß.

Wenn sie wüßte! Nein, es kann nicht sein! Keine Seele war in der Nähe. Steffens mußte, wie aus Salberns Worten hervorgegangen, längst im Rauchzimmer gewesen sein, während sie noch in Cillis Schlafzimmer war, um, wie sie gesagt, an ihrer Toilette etwas in Ordnung zu bringen. Wenn Steffens es ihr gesagt hätte! Nein! Dann konnte Cilli unmöglich so liebevoll gegen sie sein. Ob Lotte sie einmal besuchen dürfe, fragte Cilli.

„Ja, sehr gern.“

Das Herz stand Luise still. Wenn sie nur ein Sterbenswort von Steffens erfahren könnte! Nur, ob er bei Cilli gewesen!

„Wie ist Deiner Mama der Ball bekommen?“ Mehr brachte sie nicht über ihre Lippen.

„O, danke, sehr gut.“

Warum sprach Cilli nicht? Es ist gegen ihre Art, nicht gleich zu fragen: „Wie hast Du Dich amüsiert?“

Warum sah sie so traurig vor sich hin?

Die Angst drückte Luise das Herz ab.

„Weißt Du's schon, Luisechen?“ und Cillis Augen blickten trüb. „Steffens ist am Tage nachher abgereist.“

„Ach!“ Luise lehnte sich einen Moment zurück in ihren Stuhl, atmete tief auf: „Ach!“

„Ich glaube nach Frankreich. Sie sagen es wäre eine Geschäftsreise, er wolle dort alte Verbindungen anknüpfen, so seltsam, er hat am Abend vorher kein Wort zu mir gesagt. Er hat nicht einmal Abschied genommen!“

In diesen paar Worten drückte sich Cillis Verzweiflung, ihr grenzenloser Jammer aus. Er hat nicht einmal Abschied genommen! Daß er reiste, mochte wohl notwendig sein. Cilli hatte Luise einmal auseinandergesetzt, eine Frau dürfe nie fragen, warum der Mann dies oder jenes thue. Aber daß er nicht wenigstens ein paar Worte geschrieben, nicht einmal Abschied genommen!

Cilli sah von ihr fort durch's Fenster, um ihre Thränen zu verbergen. Luise ließ sie nicht aus den Augen. Bei der Nachricht, Steffens sei fort, ward ihr so elend zu Sinnen, daß sie, wenn sie nicht in dem großen bequemen Lehnstuhl gesessen hätte, zusammengebrochen wäre; ihr Körper war noch sehr schwach. Als sie den Kopf wieder erhob, empfand sie Schwindel, er war ihr schwer wie Blei, und sie

mußte ihn gleich wieder niederlegen. Sie konnte nicht sprechen, sie wußte keine Sätze zu bilden, und die Zunge klebte ihr am Gaumen. Auch wollte sie jetzt nur hören! hören! Mit weit aufgerissenen Augen, die in dem blassen Gesicht noch größer ausfahen als sonst, den Kopf zurückgelehnt, die Hände krampfhaft auf die beiden schmalen Armlehnen ihres Stuhles gestützt, horchte sie, ohne einen Laut von sich zu geben, auf Cillis Worte.

Die wandte sich jetzt wieder zu ihr: „Wenn ich nun denke, daß es aus sein könnte, daß er mich wirklich nicht mehr mag, daß er alles bereut, was er mir Liebes und Süßes gesagt, und daß ich ihn nicht wieder sehen soll! Ich bin wohl zu glücklich gewesen. Ich habe mich ja so oft gefragt, was er gerade an mir finden konnte. Aber nun zu denken, daß das einmal aufhören könnte! O Gott! Zwischen, ich hab' nie daran gedacht; er war ja von Anfang an so lieb und gut gegen mich. Es hat ihn ja niemand dazu gezwungen. Er hätte es nicht zu sein brauchen, wenn er mich nicht liebte. Vielleicht hat er mich garnicht geliebt. Liebe kann doch nicht aufhören, wenn sie einmal da war. Und den Winter über ist er gerade so oft gekommen, und wenn er in der letzten Zeit manchmal zerstreut war, so habe ich gedacht, er wird viel zu thun haben. Lotte hat mir gesagt, daß er so viel arbeitete. Wenn Papa das alles so wußte! Ich kann auch in der Nacht nicht mehr schlafen, und das Aufwachen jeden Morgen ist so schrecklich, daß ich wollte, ich hätte kein Auge zugemacht. Was sollte ich anfangen, wenn ich Dir nicht

alles so sagen könnte, Luischen. Lotte ist rührend gegen mich; ich habe nie geglaubt, daß sie so sein könnte. Sie ist so gut.“

Jetzt sank der kleine Kopf zur Brust herab, und Cilli fing bitterlich an zu schluchzen.

Luiſe konnte den Jammer nicht mehr mit ansehen und suchte sie zu trösten.

Aber Cilli schüttelte traurig den Kopf: „Ich weiß ja, Luischen, wie gut Du es meinst; aber mir nützt kein Trost. Ich glaube ja auch noch lange nicht das Schlimmste, hoffe ja immer noch, sonst wüßte ich nicht, wie ich es aushalten sollte.“

Nein. Weder Cilli noch ihre Eltern wußten, wie es um Steffens stand. Die einzige, der ab und zu ein Verdacht aufstieg nach jener Abreise, war Lotte; aber auch sie hielt keinen sicheren Beweis in der Hand und sollte ihn auch bei Luiſe nicht finden, die sich ihr gegenüber sehr zurückhaltend benahm.

Nun war es gut, daß Steffens fort war, nun würde er sie vergessen und sie ihn, und wenn er wieder kam, hielt er um Cilli an.

Von früh bis abend lag Luiſe im beständigen Kampf mit sich selbst, wollte die Sehnsucht nach ihm, die Gedanken an ihn unterdrücken. Das Bewußtsein, ihr möglichstes zu thun, sich nach Kräften zu be-zwingen, machte sie Cilli gegenüber ruhiger. Sie widmete ihr einen großen Teil ihrer freien Zeit und ging viel öfter zu ihr als im Winter.

Steffens war ja nicht mehr da! Aber wenn er wiederkam? Vor diesem Wiedersehen graute Luiſe. Bei dem Gedanken daran packte sie Angst, kam sie

in die größte Erregung. Wenn er wiederkam, ehe sie mit sich fertig war! Wenn er wiederkam und sie vergessen hätte, nachdem sie sich Tag für Tag quälte ihn zu vergessen! Wenn er wiederkam und ihr von seiner Liebe sprach! Was würde das für ein Wiedersehen sein? Würde sie ihm starr und steif gegenüber stehen, wie eine Fremde, oder würde die Freude, ihn wiederzusehen stärker sein als alles andere? Wenn er wenigstens ein halbes Jahr fortbliebe!

Was würde das arme Ding in einem halben Jahr erreichen, nachdem sie sich fast drei Monate schon umsonst gequält? Jeden Tag, den er nicht kam, begrüßte sie wie neu geschenkt. Vielleicht, daß sie heut weiterkam! Und jeder Tag, da sie ihn nicht sah, schien ihr verloren. Wenn er nur noch ein Jahr fortbliebe! Je weiter die Zeit vorrückte, je größer war die Frist, die sie sich setzte.

Ende Juni kam ein Brief von Steffens an Luise, dessen Inhalt sich in folgende Worte zusammenfassen ließ:

„Ich kann nicht mehr ohne Dich existieren. Ich bin fortgegangen, um Dich zu vergessen. Ich kann nicht mehr, bin mit meinen Kräften am Ende. Suche eine Zusammenkunft möglich zu machen um jeden Preis. Cilli muß alles erfahren. Ende Juli komme ich nach B., ich weiß von Lotte, daß Schönborns alsdann fort sind. Ich muß Dich vorläufig allein sprechen.“

Auf anscheinend ruhige Vorschläge folgten Ausbrüche einer wilden Leidenschaft, die durch Bekämpfen und Niederhalten riesengroß geworden war.

Luiſe beantwortete den Brief nicht.

In den ruhelofen Tagen und ſchlaflofen Nächten, die ſie nach ſeinem Empfang verbrachte, hatte ſie hundert Briefe an ihn fertig im Kopf; ſie konnte den ſeinigen auswendig und beſchäftigte ſich mit nichts anderem. Im übrigen hatte Steffens Schreiben zur Folge, daß Luiſe eine vorhergegangene Einladung Schönborns, mit ihnen Mitte Juli nach Sylt zu gehen, nunmehr annahm.

Sie hatte dieſe Einladung, obgleich ihr damit einer ihrer ſehnteichſten Wünſche erfüllt werden ſollte, nach kurzem Überlegen zuerſt abgelehnt. Sie wollte Schönborns nicht noch mehr verpflichtet ſein, ihnen nicht noch mehr zu verdanken haben. Ihr Vater war mit dieſer Abſage nicht recht einverſtanden. Cilli und beſonders Onkel Schönborn beſtürmten ſie mit Bitten, und um ſich Ruhe zu verſchaffen, ließ ſie ihre Zuſage unſicher, innerlich feſt entſchloſſen, noch ein Mittel zu finden, bei ihrer Weigerung beharren zu können.

Da kam der Brief Steffens und änderte alles. Wenn ſie mit nach Sylt ging, konnte ſie das Wiederſehen mit ihm mindestens noch um vier Wochen hinausſchieben — vier Wochen ſchien ihr plötzlich eine lange Zeit — und brauchte vor allem nicht in B. zurückzubleiben, während Cilli arglos fortging. Sie war glücklich, nun an ihrer Seite bleiben zu dürfen.
